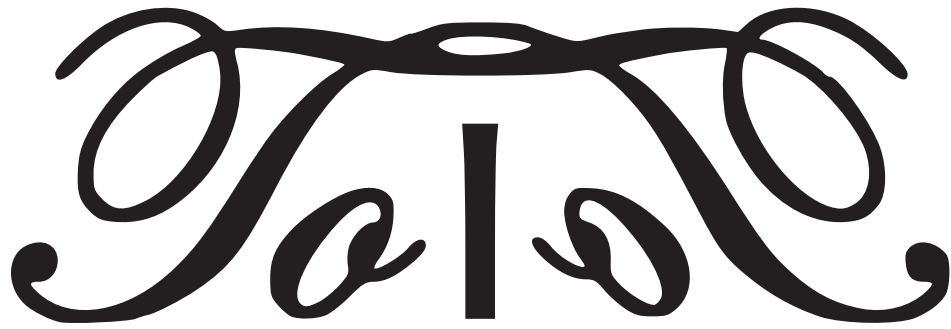


Liv Scales



Gacokis Erbe

Roman

Leseprobe

Verlagshaus el Gato

Prolog

Ein Schreien drückte sich in die Stille der Grotte. Frodemund hob den Blick und entdeckte die Gebärende zwischen den umstehenden anderen Frauen. Das Tuch, das über ihren Unterleib ausgebreitet lag, war blutbesprenkelt. Ein muffiger Geruch hing in der Luft; der Sauerstoff in der Höhle war nahezu verbraucht. Der matte Schein der Fackeln zeichnete tanzende Schattenmuster auf den Stoff.

Frodemund schloss die Augen, als er sich ins Gedächtnis rief, was geschehen war. Irgendwo in einer Welt über ihnen, einige Kilometer dicke Erdschichten trennten sie von diesem Ort, war ein Baby geboren. Ein Menschenbaby. Niemand dort oben ahnte, was sich hier unten abspielte. Niemand konnte sich auch nur vorstellen, dass das Neugeborene lediglich den Teil einer Existenz verkörperte. Sein anderer Part wurde soeben von den Frauen in das rot-weiße Tuch eingewickelt. Es war sein Pendant: ein ToloT.

Jemand hüstelte. Das Echo reflektierte dieses simple Geräusch als unheilvolles Grollen zwischen den aufragenden Felswänden. Der Klang reichte aus, um Frodemunds Aufmerksamkeit wieder auf das Geschehen zu lenken. Er trat auf den Kreis der Frauen zu und warf der gewordenen Mutter ein aufmunterndes Lächeln zu, das sie mit dem Ausdruck von Erleichterung erwiderte. Ihr Blick huschte unmittelbar danach zu ihrem Kind. Es war verständlich, dass sie ihren Sohn so bald wie möglich liebevoll an sich drücken wollte, aber dazu war später noch Zeit. Zunächst stand das Ritual an.

Auffordernd streckte Frodemund die Arme aus, woraufhin die Frauen ihm den eingewickelten Säugling überreichten. Augenblicklich verstummte der Junge, als spürte er, welch wichtiges Ereignis ihm bevorstand. Ein Ereignis, von dem ein Großteil seines weiteren Lebens abhängen würde. Der Name, den er fortan tragen würde, spielte eine bedeutende

Rolle bei seiner zukünftigen Position im Rangsystem. Die ToloT waren nicht wie die Menschen. Bei ihnen stellte ein Name nicht nur einen Namen dar. Er beschrieb das Wesen eines jeden ToloT.

Mit dem Kind auf den Armen schlurfte Frodemund in trägen, altersgeprägten Schritten zur Mitte der Grotte, wo sich ein steinernes Podest befand. Die kreisrunde Höhle war inzwischen voller geworden. Angehörige, Freunde und Schaulustige waren eingetroffen, um die Taufe hautnah mitzuverfolgen. Ihre Erscheinungen wirkten überwiegend menschlich, aber es hielten sich auch einige unter ihnen auf, deren Optik durch sonderbare Auswüchse geprägt war. Verzweigte Äste, die aus den Schultern ragten, scharfe Krallen anstelle gepflegter Fingernägel oder kalkartige Beulen an der Stirn. Solche Anwesenden präsentierten in erschreckender Schlichtheit das Wesen der ToloT: eine Mischung aus Mensch, Tier, Pflanze und Mineral, in unterschiedlichen Ausprägungen der einzelnen Bestandteile. So waren sie. Absonderliche Erscheinungen, die oft nicht einmal sich selbst genau kannten. Gleichsam des Begriffs ToloT, von dem man weder wusste, ob der, die oder das ihn als Artikel schmückte, noch, wie die Pluralbildung erfolgte – Tolots, Toloten oder gar Toloti? Nein, dem Problem war die Sprachentwicklung mit einem schlichten Großbuchstaben, der sämtliche Endungen umfasste, zu Leibe gerückt.

Frodemund erhaschte einen Blick in die Augen des Neugeborenen in seinen Armen, eisblau und kalt wie die endlose Weite der Antarktis. Die Fasern an den Ärmeln des gestreiften Gewandes, das er trug, knisterten, als er das Baby schließlich in die Höhe hob. Das Getuschel erstarb und jedes einzelne Augenpaar richtete sich in konzentrierter Erwartung auf das Kind. In der Zeit, in der Frodemund den Jungen eingehend betrachtete, konnte er deutlich spüren, dass sich die Anspannung der Umstehenden ins


Unermessliche steigerte. So gut es ging, versuchte er, dies zu ignorieren und seine Kraft darauf zu verwenden, das Wesen des Neugeborenen zu durchdringen. Zuerst sah er seine Zusammensetzung: größtenteils menschlich, durchzogen von der Substanz eines sibirischen Huskys. Vereinzelt entdeckte er den Kern des Nachtschattengewächses Engelstromeule und Spuren von Braunkohle. Angestrengt grub er noch tiefer, bis auf den weitesten Grund des Seins durchstieß er die Seele des Kleinen und suchte nach Wesenszügen, erkannte Charaktereigenschaften. Da war Macht – grenzenlose Macht, die in diesem frühen Stadium unmöglich in ihrem Ausmaß einzustufen war. Frieden – vollkommene Abwesenheit jeglicher Ausschreitung, ein friedlicher Zeitgenosse, immer um Schlichtung bemüht. Schutz – sei dahingestellt, wem dieser einmal gebühren würde. Und nicht zuletzt: Treue.

Überrascht und im selben Maße anerkennend räusperte Frodemund sich und machte allen Umstehenden damit klar, dass seine Entscheidung gefällt war.

»Frederik – Sofian – Alexis«, ließ er verlauten, jeden Begriff in deutlicher Klarheit, um das Defizit seiner brüchigen Stimme auszugleichen.

Die Verkündung des Namens löste nicht, wie sonst üblich, Jubel aus, sondern überraschtes Luftschnappen sowie anschwellendes Geflüster. Jeder wusste um die Bedeutung des Namens. Überaus machtvoll war er. Dem Kleinen war eine glorreiche Zukunft vorherbestimmt.

Frodemund ließ den Jungen sinken und platzierte ihn vorsichtig auf das mit Stroh ausgelegte Podest vor ihm. Er vernahm ein Schluchzen von der Seite und ein Blick in die Richtung bestätigte ihm, dass es von der Mutter des Säuglings stammte. Sie musste wissen, dass sie ihren Sohn mit einem solchen Namen nicht behalten konnte. Gerade wollte er sich einen Weg zu ihr bahnen, als ein etwa vierjähriger blonder Junge ihm entgegendrängte. Neugierig



drückte er sich seitlich an ihm vorbei und stellte sich auf Zehenspitzen an das Podest, bäugte das Baby. Genervt seufzte Frodemund auf.

»Verschwinde, Nichtsnutz«, raunte er, schob den Jungen grob beiseite. Er hatte hier nichts verloren, war noch nicht einmal ein Angehöriger. Wie dem auch sein mochte, Frodemund musste etwas kundtun.

»Frederik Sofian Alexis wird eine große Aufgabe erhalten«, sagte er, wusste, dass die Mutter verstehen würde, was er damit ausdrücken wollte. »Etwas wird kommen, eine große Macht. Und Frederik Sofian Alexis wird sie bekämpfen müssen.«

Zum Abschluss folgte noch ein Ritual. Ein Ritual, in dem der bedeutungsträchtige Name des Säuglings besiegelt wurde.





Erster Teil

»Ich ist ein anderer.«

(Arthur Rimbaud: Brief an Paul Demeny)



1. Kapitel

Berlin, Lichtwelt, Oktober 2011

Gehetzt blickte Naila über die Schulter. Ein Schuss schlug krachend neben ihr ein und panisch warf sie sich zur Seite. In einer eleganten Rolle fing sie den Aufprall ab, stand unmittelbar danach wieder auf den Füßen, um weiter voranzuhechten. Ihre Zehenspitzen schliffen in hauchzarten, dennoch bestimmten Bewegungen über den Grund. Der nächsten Kugel entging sie nur knapp, indem sie einen hohen Spreizsprung vollführte. Gleichzeitig sah sie sich abermals hektisch nach ihrem Verfolger um, drehte sich mehrmals um die eigene Achse. Ein fataler Fehler. Der Moment der Unachtsamkeit warf sie zu Boden. Ein Bein angewinkelt, das andere vorn aufgestellt, kam sie zum Ruhen. Im selben Moment holte der Mann sie ein und blickte mit gestreckter Brust auf sie herab.

Die Musik ebte ab, Applaus stob auf. Naila blinzelte gegen das grelle Scheinwerferlicht, ihre dunkle Haut glitzerte, während sie sich mental auf den nächsten Part der individuell inszenierten Fassung des Schwanensees vorbereitete. Anspannung, die sie erst wieder verließ, als die schweren Vorhänge sich zum Ende des Ballettstücks schleifend zuzogen. Während sich alle Darsteller im Anschluss verbeugten, schweifte Nailas Blick suchend über die Menge. Sie entdeckte ihren Freund in einer der vorderen Reihen, wie er stolz, über beide Ohren strahlend, aufsprang, um kräftig für sie zu applaudieren. Er wollte der Lauteste sein. Neben ihm erkannte sie Sophia, ihre beste Freundin.


Naila, in der Hauptrolle der Odette, und ihr Tanzpartner verließen zuletzt die Bühne, bevor sie sich in den Backstagebereich zurückzogen. Sie fand Michelle im Trubel. Aufgeregt quasselte diese mit ihren Freundinnen, das weiße Tutu wippte synchron mit den braunen

Korkenzieherlocken auf und ab. Als sie Naila entdeckte, grinste sie überschwänglich in ihre Richtung. Für sie war es der erste Auftritt in der Berliner Staatsoper gewesen. Naila konnte sich noch gut daran erinnern, wie dieses Ereignis einst für sie selbst gewesen war: überwältigend. Die vielen Menschen, die einem entgegenblickten, von denen man hinter dem Scheinwerferlicht aber nichts weiter erkennen konnte als die Silhouetten. Die imposante Halle, golden funkelnd, gigantisch. Die gesamte Atmosphäre. Das erste Mal auf dieser Bühne zu stehen, vergaß man nie. Damals hatten ihre Eltern noch zugesehen. Ja, Naila konnte die Begeisterung ihrer kleinen Schwester gut nachvollziehen.

Gleichzeitig versetzte ihr die Erinnerung an ihre Eltern einen Stich. Vor gut zwei Jahren waren sie bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Sie waren nachts gefahren, übermüdet, und ihr Vater war am Steuer weggenickt. Seitdem waren Michelle und sie Waisen. Genau genommen waren es nicht einmal Nailas wahre Eltern. Als Kind, als Baby, war sie adoptiert worden. Ungeachtet dessen hatte sie ihre Adoptiveltern geliebt – bis zu einem gewissen Tag, an dem sie erfahren hatte, dass sie anders war. Dieser Tag hatte vieles verändert. Damals.

Bestimmt schüttelte Naila den Kopf, um die betrüblichen Gedanken abzuwerfen. Sie wollte den Erfolg des Auftritts nicht mit Trübsal beschmutzen.

Die Vergangenheit lässt sich nicht ändern, dachte sie, während sie gemeinsam mit Michelle den langen, schmalen Flur entlangging, der zu den Umkleideräumen führte. Sie mischten sich in das hektische Gewusel der Mädchen, die bereits dabei waren, aus ihren Tutus zu schlüpfen, sich abzuschminken und die Haare zu sortieren. Von wunderschönen Ballerinen verwandelten sie sich zurück in normale Mädchen. Trotz der Geschäftigkeit ergatterte Naila einen Platz an einem der unzähligen Spiegel. Zuerst half sie Michelle aus ihrem Kleidchen, bevor sie sich selbst aus



ihrem Auftrittskostüm befreite. Schnell schlüpfte sie in Jeans und Oberteil und machte sich daran, ihren straffen Dutt zu lösen. In wilden schwarzen Krauslocken bauschte sich ihr Haar um ihr schmales Gesicht auf, nachdem sie die vielen Spangen gelöst hatte. An diesem Morgen hatte sie nicht die Zeit gehabt, das Haar zu glätten, wie sie es üblicherweise tat. Sie fand, dass sie dadurch erwachsener wirkte, eleganter. Unähnlicher ihrem früheren Erscheinungsbild, das unschöne Erinnerungen in ihr weckte. Sie kramte in ihrer Tasche nach dem Glätteisen, um es nun nachzuholen.

Gerade als sie das Gerät an der ersten Strähne ansetzte, schlangen sich zwei starke, männliche Arme um ihre Taille und sie zuckte kaum merklich zusammen. Als sie sich umdrehte, blickte sie direkt in die blaugrauen Augen ihres Freundes.

»Ich liebe es, dich tanzen zu sehen«, flüsterte Martin und drückte ihr einen Kuss auf die Lippen. Stumm quittierte sie sein Handeln, etwas überrumpelt von seinem plötzlichen Erscheinen.

»Und natürlich liebe ich auch dich«, fügte er mit einem schelmischen Grinsen hinzu. Naila zwang sich ebenfalls ein Lächeln auf, bevor sie ihn mit sanftem Druck von sich schob.

»Ich habe noch zu tun«, sagte sie und drehte sich zurück zum Spiegel, um damit fortzufahren, ihr Haar zu glätten. Sie war sich ihrer etwas groben Reaktion bewusst, dennoch konnte sie einfach nicht anders. Martin war ihr Freund, natürlich. Doch immer, wenn sie zusammen waren, hatte sie das Gefühl, dass es nicht richtig war. Er liebte sie, sehr sogar, das war spürbar. Zu Anfang ihrer Beziehung hatte sie ihn auch geliebt; zumindest hatte sie geglaubt, ihn zu lieben. Nun wusste sie, dass es auch damals nicht so gewesen war. Sie hatte es sich eingeredet, hatte jemanden gebraucht, bei dem sie sich anlehnen konnte. Jemanden, der ihr Trost spendete nach dem Tod ihrer Eltern und den

vielen neuen Lasten, die dieser mit sich brachte. Nun ja, und jetzt – jetzt nervte er nur noch. Sie fühlte sich durch seine Liebe bedrängt. Zu aufdringlich war sie. Naila hatte die schlimmste Phase überstanden und sie brauchte Abstand. Häufig wollte sie einfach nur allein sein. Niemanden um sich haben, der ständig fragte, wie es ihr ging und was sie dachte. Sie wusste, dass ihr Empfinden und Verhalten Martin gegenüber unfair waren. Sie hatte ihn ausgenutzt, tat es immer noch, und sie fühlte sich schlecht deswegen. Nur konnte sie das vor ihm eingestehen? Brauchte sie nicht noch immer seine starke Schulter zum Anlehnen? Oder war es an der Zeit, diese Beziehung zu beenden?

Wie auch immer.

Naila wollte sich in diesem Moment keine weiteren Gedanken über ihr gestörtes Liebesverhältnis machen, weshalb sie resigniert in ihrer Arbeit fortfuhr. In geschmeidigen Bewegungen glättete sie Strähne um Strähne ihres tiefschwarzen Haares.

»Ach komm schon, Naila. Lass uns was Schönes machen. Nur heute«, drängte Martin und sein Gesicht tauchte im Spiegel neben ihrem auf. »Wir könnten einen Film ausleihen und uns einen netten Abend machen. Nur wir zwei. Wir müssen doch deinen gelungenen Auftritt feiern.«

Naila musste zugeben, dass der Vorschlag verlockend klang. Es ging jedoch nicht. Unmöglich. Sie musste nach dem Schwanenseeauftritt noch arbeiten.

»Was ist mit Lelly?«, fragte sie deshalb mit einem Blick auf ihre kleine Schwester, die gerade mit einem Tuch wild über ihr Gesicht rubbelte, um das viele Make-up vom Auftritt zu entfernen. Eigentlich war es mehr ein Vorwand, denn sie hatte Michelle bereits oft allein zu Hause gelassen. Jedes Mal hatte sie sich gesagt, dass sie schließlich schon neun sei und Kinder in diesem Alter schon mal allein bleiben könnten. Trotzdem waren ihr immer die Sorge und das schlechte Gewissen im Hinterkopf geblieben.

Martin zuckte mit den Schultern. Kurz ruhte sein Blick auf Michelle, die es geschafft hatte, die Schminke zu entfernen und nun versuchte, mit einer Bürste ihre Korkenzieherlocken zu bezwingen. Bestimmt sagte er: »Dann eben zu dritt. Lelly wird sowieso früh schlafen gehen und dann haben wir das Wohnzimmer für uns.«

Michelle hielt in ihrer Bewegung inne und ruckte mit ihrem Kopf in Martins Richtung.

»Hey, ich will aber auch ganz lange wach bleiben. Immerhin feiern wir unseren Auftritt«, sagte sie freudig. Mit rehbraunen Knopfaugen schaute sie ihn an, sodass es ihm unmöglich war, ihren Wunsch abzuschlagen.

»Wir feiern sowieso nicht, ich muss arbeiten«, sagte Naila entschlossen. Sie legte das Glätteisen beiseite und drehte sich zu Martin. Er verstand es nicht, das war deutlich in seinen Augen zu lesen. Sie konnte ihm allerdings nicht sagen, wo und als was sie arbeiten ging. Das würde er erst recht nicht verstehen. Er würde sie verurteilen, auf sie herabsehen. Aber sie war nun einmal auf das Geld angewiesen.

»Spielverderberin«, grummelte Michelle und zog einen Schmolmmund.

»Das geht eben nicht.«

Damit war das Thema für Naila abgehakt. Was sollte sie denn auch tun? Immerhin musste sie neben ihrem Studium noch irgendwie den Lebensunterhalt für sich und ihre Schwester verdienen. Gut, sie bekamen etwas Geld vom Jugendamt, aber es reichte bei Weitem nicht aus. Außerdem war sie verpflichtet, sich um das Haus zu kümmern, das ihre Adoptiveltern ihr hinterlassen hatten. Sie musste dafür sorgen, dass aus Michelle einmal etwas werden würde, trug die Verantwortung für sie. Und sie wollte versuchen, selbst etwas aus sich zu formen, ihrem Leben einen Sinn zu verschaffen und ihre Eltern stolz zu machen. Das hatte sie sich nach deren Tod geschworen. Deshalb hatte sie sich

für das Musikstudium an der Universität der Künste Berlin eingeschrieben.

»Okay, wenn du arbeiten musst, dann komme ich mit in den Club und helfe dir hinter der Bar«, schlug Martin vor. Er schien nicht lockerlassen zu wollen.

Klar, er liebt mich, rief sich Naila in Erinnerung.

»Nein!«, entfuhr es ihr etwas zu schnell. Sie hatte ihm erzählt, sie würde in einem Nachtclub in der Bar *kellnern*. Nicht, dass sie eigentlich etwas anderes dort tat.

»Ich verstehe nicht, dass du mir nicht sagen willst, in welchem Club du arbeitest«, entgegnete Martin nun doch etwas gekränkt. Enttäuscht ging er einen Schritt zurück, um Abstand zwischen sich und Naila zu gewinnen, und stieß dabei mit jemandem zusammen. Er drehte sich um, in der Absicht, sich zu entschuldigen, und erkannte, dass es Sophia war, die nun ebenfalls aus dem Zuschauerbereich hinter die Bühne geklettert war.

Naila war regelrecht erleichtert, ihre Freundin zu sehen. Sie war die passende Rettung aus der angespannten Situation. Rasch ergriff sie die Gelegenheit, nicht auf Martins Vorwurf eingehen zu müssen, indem sie Sophia umarmte und sich auch von ihr lobende Worte über ihren Auftritt anhörte.

»Du hast auch sehr schön getanzt«, sagte Sophia schließlich an Michelle gewandt, die daraufhin stolz grinste.

Naila packte inzwischen ihre und Michelles Sachen zusammen und zog sich ihre Lederjacke über. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie Martin noch immer ernüchert dastand und grimmig drein blickte. Kurz entschlossen überbrückte sie den Abstand zwischen ihnen, legte die Arme um seinen Hals und schaute zu ihm auf.

»Sei nicht böse. Nächstes Mal sehen wir uns den Film an, okay?«

Sie versuchte sich in ihrem besten Hundeblick. Es wirkte, denn Martin seufzte geschlagen. Lächelnd küsste sie ihn

kurz auf die Lippen, griff dann nach seiner Hand und fragte an Michelle gerichtet: »Bist du fertig? Können wir gehen?«

Michelle nickte, verabschiedete sich gackernd von ihren Ballettfreundinnen und verließ dann gemeinsam mit Naila, Martin und Sophia die Staatsoper im Zentrum Berlins.

Als sie in die Bismarckstraße traten, schlug ihnen feuchte, kühle Luft entgegen. Es tröpfelte und alles war nass vom Regen. Vorbeifahrende Autos spritzten das Wasser auf der Straße berstend auf, Menschen huschten hastig, geduckt unter kunterbunten Regenschirmen, die laternenbeleuchtete Straße entlang und die Bäume bogen sich ächzend im Wind. Ein Wetter, bei dem man lieber daheimbleiben wollte, mit einer Tasse heißem Kakao vor dem Fernseher.

Vor dem Fernseher mit Familie und Freunden, um einen Film anzusehen, dachte Naila etwas sehnsüchtig, schob den Gedanken aber gleich darauf beiseite und sagte sich innerlich: Das geht eben nicht.

Naila wandte sich an Sophia und warf ihr einen unmissverständlichen Blick zu, den ihre Freundin nickend quittierte. Im Gegensatz zu Martin hatte sie Sophia erzählt, wo und vor allem als was sie arbeitete, sie jedoch gebeten, es niemandem zu erzählen.

»Ich muss gleich aufbrechen, sonst komme ich zu spät«, sagte Naila und streckte sich zu Martin hoch, um ihn zum Abschied zu küssen. »Sophia, bringst du Lelly nach Hause?«

»Na klar, mach ich«, erwiderte Sophia, woraufhin sie ihre Hand auf Michelles Schulter legte, um sie in die Richtung ihres Autos zu lenken. Naila drückte Michelle noch einen Kuss auf den Kopf und dann verabschiedeten sie sich alle voneinander. Sie schaute Sophia und Michelle hinterher, die durch den leichten Nieselregen hastig die Straße entlanghuschten. Martin, wie er langsam davonging und sich immer wieder umdrehte, um sie vorwurfsvoll und

traurig zugleich anzusehen. Im nächsten Augenblick war auch er im Dunst verschwunden.

Naila blieb allein zurück. Hinter ihr kamen Leute aus dem Theater, die sich laut über das Ballettstück unterhielten. Sie drehte sich nicht um, hatte keine Lust, auf ihren Auftritt an diesem Abend angesprochen zu werden. Natürlich, es würden vermutlich nur lobende Worte sein, wie von allen. Dennoch atmete sie in einem tiefen Zug die frische Berliner Nachtluft ein und setzte sich in Bewegung, steuerte, obwohl es ein längeres Stück Fußweg war als zur Bushaltestelle, direkt die S-Bahn-Station Alexanderplatz an. Sie wollte nicht auf den nächsten Bus warten.

Wenig später stand sie vor dem Dancehouse, dem Club, in dem sie arbeitete. Die rote Leuchtschrift prangte über dem Eingang und ließ sie seufzen. Noch immer kreisten ihre Gedanken darum, wie sie den Abend anderweitig hätte verbringen können. Zu schön wäre es gewesen.

Na gut, was nicht ist, das ist halt nicht, sagte sie sich erneut, denn ihre ständige Geldnot löste sich schließlich nicht durchs Nichtstun. Es war ja auch nicht so, dass sie ihre nächtliche Tätigkeit abscheulich fand. Zumindest nicht vollkommen. Sie liebte es, zu tanzen, fühlte sich dabei frei und gelöst, als könnte nichts in der Welt ihr etwas anhaben. Sich in knappen Outfits vor gaffenden Männern zu bewegen, war jedoch nicht das, was sie sich für ihre Zukunft vorstellte. Letztendlich war es so, dass sie sich zur Musik bewegte, aufreizender als sie es normalerweise in der Disco tat. Daran war an sich nichts Verwerfliches, wie sie fand. Trotzdem schämte sie sich dafür. Sie schämte sich, weil sie wusste, dass viele sie nur als ›irgendeine Tussi‹ bezeichneten, glaubten, sie wäre ein billiges, leicht zu habendes Flittchen. Unter diesen vielen wäre auch Martin, wenn er davon wüsste. Oft genug hatte er abfällige Bemerkungen über die Tänzerinnen in anderen Clubs geäußert, wenn sie gemeinsam unterwegs waren. Was fand

er so verachtenswert daran? Sie tanzte doch nur. Tanzte, weil sie es konnte und gut dafür bezahlt wurde. Tanzte in knappen Outfits.

Naila betrat den Club und wie gewohnt schlug ihr stickige, verbrauchte Luft entgegen. Obwohl der Laden noch nicht geöffnet hatte, war es darin bereits unerträglich. Der Qualm von Zigaretten stieg ihr in die Nase und ließ sie bei der Erinnerung an ihre eigenen Eskapaden diesbezüglich kurz das Gesicht verziehen. Dies war eines der noch harmlosen Dinge ihrer Vergangenheit.

Da sie spät dran war, steuerte sie geradewegs den Umkleidebereich an, grüßte lediglich auf dem Weg einige Kollegen. Die anderen Tänzerinnen waren bereits umgezogen. Kurze Kleidchen in knalligen Farben umspielten ihre Körper, verdeckten nur das Nötigste. Naila fand ihr eigenes Outfit für den Abend am Kleiderständer: ein gelbes Kleid mit tiefem Ausschnitt, sowohl vorn als auch hinten. Vermutlich würde es gerade so ihren Po bedecken.

Zügig schlüpfte sie in das Kleid, wobei sie Mandys missgönnernden Blick von der Seite bemerkte.

»Ich wollte auch das gelbe Kleid«, zischte diese zwischen zusammengepressten Zähnen, während sie Naila mit schmalen Augen musterte, aus denen Neid und Missgunst sprühten wie die zerberstenden Funken eines Feuerwerkskörpers.

Naila rückte den spärlichen Stoff des Kleidungsstücks zurecht. Ihr gesamter Rücken blieb unbedeckt, nur zwei dünne Schnürchen verliefen quer über die Schulterblätter. Unberührt von Mandys Bemerkung zuckte sie mit den Achseln. Was sollte sie auch erwidern?

Tut mir leid, Lars hat aber mir das Kleid zugeteilt. Aber wir können gern tauschen. Pfff.

Nein, als sie sich im Spiegel betrachtete, gefiel sie sich zu sehr in dem Kleid, als dass sie dieses großzügige Angebot unterbreitet hätte. Obwohl es mehr zeigte, als es verdeckte,

wirkte es auf gewisse Weise dennoch elegant. Zu ihrer dunklen Haut bildete das kräftige Gelb einen schönen Kontrast.

Bevor es zwischen den anderen Mädchen zu einer Diskussion kommen konnte, die vermutlich in eine wahre Zickerei ausarten würde, schob sich Naila rasch an den drei Kolleginnen vorbei und verließ fluchtartig den winzigen Raum. Auf ihrer Arbeit hatte sie nicht unbedingt die dicksten Freundschaften geschlossen. Ines war okay, manchmal. Aber Mandy und Nicole waren – nun ja – gewöhnungsbedürftig. Noch ein Grund, weshalb sie ihren Job nicht mit übermäßiger Begeisterung ausübte.

Sie war beinahe überwältigt von dem Gefühl der grenzenlosen Freiheit, das sie übermannte, als sie aus dem Umkleideraum stürmte. Selbst der miefige Geruch und der süßliche Nachklang der Zigaretten erschienen ihr nun weniger schlimm als die Enge des winzigen Nebenräumchens.

Der Abend kann beginnen, dachte sie in einem plötzlichen Motivationsschub und überquerte die geräumige Tanzfläche des Nachtclubs, um sich am anderen Ende gegen den Tresen der Bar zu lehnen.

»Hey Denny, machst du mir ‚nen Caipi?«, fragte Naila, während sie beobachtete, wie der Barkeeper Dennis die letzten Vorbereitungen für seinen Dienst hinter der Bar traf. Vor einigen Minuten hatte der Club eröffnet und die ersten Tanzwütigen trudelten bereits ein. Dennis unterbrach kurz seine Arbeit und sah sie an. Sein Blick wanderte an ihrem Körper herab, bevor der Barmann anerkennend einen schrillen Pfiff ausstieß.

»Madame, Sie sehen heute ja wieder heiß aus«, scherzte er.

»Danke sehr, Monsieur.« Naila grinste und machte einen gespielt vornehmen Knicks, der nicht ganz zu ihrem knappen Outfit passen wollte.

»Einen Caipirinha wollteste, wa?«

Naila nickte und während Dennis begann, ihr Getränk zuzubereiten, ließ sie ihren Blick durch den sich allmählich füllenden Club schweifen. Ein paar ältere Männer standen etwas unbeholfen am Rande der Tanzfläche und stierten zu ihr hinüber. Auf dem Sofa neben der Bar saßen einige kichernde Mädels, die sich offensichtlich nicht trauten, die noch leere Tanzfläche zu betreten. Die Eingangstür öffnete sich, bevor ein weiterer Gast den Nachtclub betrat. Nailas Aufmerksamkeit blieb an dem jungen Mann hängen. Das Licht war dämmrig und die Schatten der schweren Vorhänge im Eingangsbereich verdunkelten sein Gesicht. Dennoch hatte sein Gang etwas so Selbstsicheres, dass es ihr schwerfiel, von ihm wegzusehen.

»Voilà, Caipirinha pour la Mademoiselle«, holte sie Dennis' Stimme wieder in die Gegenwart zurück, als er klirrend das Glas mit dem grünlichen Cocktail über die Theke schob.

»Du bist wohl heute auf ‚nem Französischtrip«, stellte Naila fest, während sie dankend das Getränk entgegennahm. Lars, der Besitzer des Nachtclubs, hatte seinen Tänzerinnen die Erlaubnis gegeben, sich auf seine Kosten an der Bar zu bedienen. Klar, dass sie das allesamt ausnutzten.

Den Caipirinha in der Hand, stieß sich Naila vom Tresen ab und ging auf die Tanzfläche. Inzwischen wagten die ersten Mutigen, sich zögerlich zu bewegen, allerdings nur vereinzelt. Nicht genug, um die Stimmung im Club anzuheizen. Naila sog für einen winzigen Moment den Rhythmus in sich auf und begann, die Hüften zu kreisen, wie es ihr Job von ihr verlangte. Nicht lange würde es dauern, bis die ersten männlichen Besucher sich zaghaft zu ihr gesellen würden, um ihre Gunst ringend. Es war immer das Gleiche. Eine hübsche Frau in knappem Kleidchen und schon vergaßen die meisten Männer alles um sich herum,

schalteten ihr Gehirn auf Stand-by und handelten nur noch nach Instinkt.

Auch diesmal war es nicht anders. Überdeutlich spürte Naila die musternden Blicke auf sich. Das Begehren, das Verlangen. Ihre Kolleginnen hatten sich nun ebenfalls unter die Leute gemischt. Mandy tanzte auf der Box neben dem DJ-Pult, auffällig wie immer. Nicole umwarb an der Bar einen Kerl mit lichtigem Haar und Ines leistete Naila auf der Tanzfläche Gesellschaft. Für einen Moment schloss Naila die Augen. Der Alkohol begann bereits zu wirken und ihre Sinne zu benebeln. Sie genoss das Gefühl des Schleiers, der sie hauchzart einhüllte, sie forttrug, in eine Welt, in der es nur sie und die Musik gab, die rhythmischen Bässe, die mit jedem Mal eindringlicher wurden und ihren Körper, der sich im Takt dazu wiegte.

Plötzlich spürte sie es. Einen Blick, überdeutlich. Eindringlich. Anders als die oberflächliche Aufmerksamkeit der vielen anderen Menschen um sie herum. Sie öffnete die Augen und drehte sich um ihre eigene Achse, um herauszufinden, wer sie dermaßen intensiv anstarrte. In ihrem Umfeld hatten sich immer mehr Tänzer angesammelt: Männer, große wie kleine, aber auch einige wenige Frauen. Noch immer fühlte sie sich durchdrungen von zwei Augen, die einzig und allein auf sie gerichtet waren, sie anstierten. In diesem Moment erkannte sie den Kerl von vorhin wieder. Den, der sie so fasziniert hatte. Sie wusste, dass er es war, obwohl sie sein Gesicht zuvor nicht gesehen hatte, einfach durch die Art, wie er dastand: still, zwischen all den im Takt zappelnden Gästen, starr und gebannt auf sie, Naila.

Endlich erkannte sie seine Gesichtszüge: scharfe, hohe Wangenknochen, die im matten Licht der Diskoscheinwerfer Schatten auf seine Wangen warfen; wuscheliges blondes Haar, das ein Gesicht mit zwei intensiv grünen Augen umrandete; volle Lippen, die zum Küssen einluden.

Halt, was denke ich da?

Sie hatte doch einen Freund. Martin, der so gekränkt gewesen war, weil sie heute keine Zeit für ihn gehabt hatte. Martin, der immer für sie da war, wenn sie ihn brauchte. Martin, der sie liebte.

Sie schüttelte energisch den Kopf, um die verwirrenden Gedanken abzuwerfen. Was war nur los mit ihr? In hastigen Bewegungen schlängelte sie sich zwischen den Menschen hindurch in Richtung Theke. Sie brauchte dringend noch einen Drink. Jetzt. Sofort.


An der Bar wartete sie geduldig, bis Dennis ein paar Gäste bedient hatte. Er öffnete gerade zwei Bierflaschen für zwei Männer neben ihr und sammelte das Geld ein, bevor er sie entdeckte. Ein erfreutes Grinsen trat auf sein Gesicht, wie immer, wenn er sie sah, und er ging zu ihr hinüber, obgleich andere Kunden bereits länger warteten.

»Na, brauchst du Nachschub?«, brüllte er in ihre Richtung, um den Lärm der Musik zu übertönen. »Was darf's denn diesmal sein?«

»Long Island Iced Tea, bitte«, bestellte Naila und war dankbar, dass Dennis ihren Wunsch sogleich erfüllte.

»Heut mal wieder echt voll, der Laden. Und das um die Uhrzeit«, sagte Dennis, als er ihr das fertige Getränk vor die Nase stellte.

Naila stimmte ihm zu und nahm einen tiefen Zug von ihrem Cocktail. Das süße Getränk schmeckte stark nach Alkohol, doch genau das war es, was sie im Moment brauchte. Gleich nahm sie zwei weitere große Schlucke. Ein Kerl grapschte sie an, dessen Hand sie grob beiseitestieß. Dennis war längst mit dem Bedienen weiterer Kunden beschäftigt, deshalb entfernte sie sich von ihrem Platz am Tresen und durchsuchte die Menge nach Ines. Ein kurzes Gespräch würde vermutlich guttun. Da die Bar sich auf einer kleinen Erhöhung befand, hatte sie einen guten Überblick über die zappelnden Clubgäste, die sich auf der Tanzfläche tummelten wie Ameisen in ihrem Nest. Ines



hatte blaugestrahntes Haar, wodurch es nicht schwierig sein konnte, sie ausfindig zu machen. Trotzdem entdeckte sie ihre Kollegin in der Menge nicht. Wollte sie sie denn überhaupt entdecken? Sie ertappte sich dabei, wie sie nicht nach Ines Ausschau hielt, sondern nach diesem Kerl – mit den unglaublichen grünen Augen. Sie brauchte nicht lange nach ihm zu suchen, denn das Gefühl, angestarrt zu werden, packte sie abermals in einer Intensität, die sie verblüffte. Kurzerhand beschloss sie, sich einen Weg durch die Meute zu bahnen, zu dem anziehenden jungen Mann, der es schaffte, solche Emotionen in ihr auszulösen.

Der Kerl schien wenig überrascht, als sie plötzlich vor ihm stand, mehr erfreut. Seine Augen glitzerten im Strahl der bunten Scheinwerfer. Er bewegte sich nicht, sondern blickte sie noch immer unentwegt an. Naila kam sich albern vor. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte, und so starrte sie einfach zurück. Mit einem Mal bewegte er seine Hand zu ihrer Hüfte. Naila folgte der Bewegung, die ihr wie in Zeitlupe vorkam, weil sie die Berührung kaum erwarten konnte und sich danach verzehrte, endlich seine männlichen Finger auf der nackten Haut ihrer Taille zu spüren. Konnte es sein, dass zwei Menschen eine derartige Anziehungskraft aufeinander ausübten?

Endlich berührte er sie und sie hatte das Gefühl, tausend Blitze schossen durch ihren Körper. Ein Kribbeln ging von der Stelle aus, an der seine Finger ihre dunkel schimmernde Haut anfassten. Als sie weder seine Hand wegstieß noch ein Wort des Protestes von sich gab – natürlich nicht, warum auch? – wagte er, die zweite Hand auf die andere Seite ihrer schmalen Taille zu legen. Nach einer schier Ewigkeit begannen Naila und der Fremde gemeinsam, sich im Takt der Musik zu wiegen. Es fühlte sich so unglaublich gut an. Weg waren ihre einstigen Zweifel bezüglich Martin, einfach fortgewischt. Sie hatte einen Freund, na und? Es war ja nicht so, dass sie gerade etwas Verbotenes tat, ihn

betrog oder so. Oder etwa doch? Konnte etwas, das sich so gut anfühlte, Betrug sein?

Ich tanze doch nur, redete sie sich selbst gut zu und schmiegte sich zaghaft an die Schulter ihres Tanzpartners. Tief sog sie seinen Duft ein, eine Mischung aus Männerduft, Zigaretten und etwas ganz Eigenem. Einfach gut.


»Wie ist dein Name?«, hörte sie seine tiefe männliche Stimme dicht an ihrem Ohr. Sie hob leicht den Kopf, als ihr auffiel, dass sie tatsächlich noch nicht einmal wussten, wie der andere hieß. Sie wussten nichts voneinander. Gar nichts. Für den Bruchteil einer Sekunde überlegte sie, ob sie ihm ihren wahren Namen verraten sollte, doch bevor diese Überlegung ausgereift war, war es auch schon herausgerutscht: »Naila Naemi.«

Einen Moment lang schwieg er, schien sich die Worte auf der Zunge zergehen zu lassen, sie immer und immer wieder im Kopf zu wiederholen.


»Ich bin Damian«, stellte er sich schließlich selbst vor. Seine Stimme war dabei so leise, beinahe nur ein Hauch, dass ihr heißkalte Schauer über den Rücken jagten. Instinktiv wusste sie die Bedeutung dieses Namens, wie sie die Bedeutung ihres eigenen wusste. Und instinktiv wusste sie, dass es kein Zufall sein konnte, dass er diesen starken Namen trug. War es also möglich, dass er war wie sie? *Anders?*

Berlin, Lichtwelt, Januar 2009


Es war kalt draußen. Kalt und dunkel. Der Asphalt glitzerte im schummrigen Licht der Laternen: gefrorene Wasserpartikel, die den Straßenbelag sowie die kümmerlichen Reste der Gräser an den Rändern großflächig bedeckten und die gelblichen Lichtstrahlen als funkelnde Pünktchen reflektierten. Beinahe idyllisch war der Anblick der winterlichen Frostlandschaft, nur die kahlen Bäume verliehen ihm einen Hauch von Trostlosigkeit. Die



klirrende Kälte gab Naila das Gefühl, die Luft erstarre jeden Moment zu einem dicken Eispanzer. Sie rieb die in warmen Handschuhen verpackten Hände aneinander, bewegte alle Finger einzeln, in der Hoffnung, sie dadurch wieder spüren zu können. Ihr Atem bildete bei jedem Ausstoß eine weißliche Kondenswolke, die schnell in der Nachtluft verpuffte. Naila hasste die kalte Jahreszeit, den Winter. Immer war es dunkel, gefühlte vierundzwanzig Stunden. Die wenigen Stunden, in denen es tatsächlich hell war, verbrachte sie in der Schule. Nicht, dass sie den Unterricht nicht mochte, im Gegenteil. Sie war eine gute Schülerin, Abiturientin, hatte viele Freunde und war beliebt bei den Lehrern. Nur blieb einfach keine Zeit, bei Tageslicht rauszugehen, die frische Luft zu genießen. Gut, an diesem Tag war ihr in ihrem Bewegungsdrang egal gewesen, dass es bereits dunkel war. Kurzerhand hatte sie beschlossen, einen Spaziergang zu unternehmen.



Sie überquerte die glitzernde Straße, darauf bedacht, nicht auszurutschen. Hier im Wohngebiet, im Randbezirk von Berlin, fuhren selten Autos. Meist gehörten sie einem Bewohner der Einfamilienhäuser, die sich eins neben dem anderen, Grundstück für Grundstück, aufreichten. Hinter vielen Fenstern brannte Licht. Als Naila vorbeiging, sah sie, dass in den Gebäuden Leben herrschte, Geschäftigkeit. Außerhalb war davon jedoch nichts zu spüren. Nur Stille und leergefegte Straßen, auf die sich niemand bei der Eiskälte wagte. Niemand außer Naila.



Sie verfluchte sich beinahe selbst für ihr unüberlegtes Vorhaben, das sie nun zur Strafe in einen Eisklumpen verwandelte. Zu Tiefkühlkost wurde sie allmählich verarbeitet, so fühlte es sich an. Gleich würde das Bofrostauto vorbeikommen und sie einsammeln. Sie hob ihre durchgefrorenen Arme, um die dicke Wollmütze noch tiefer ins Gesicht zu ziehen, als sie plötzlich Schritte hinter sich vernahm, knirschend auf dem gefrosteten Boden.



Sie drehte sich um, um nach dem anderen Verrückten Ausschau zu halten, der wie sie wagte, an diesem Abend das Haus zu verlassen. Allerdings konnte sie niemanden entdecken, weshalb sie schulterzuckend weiterlief. Sie erreichte den Waldrand, der nicht weit vom Haus ihrer Familie entfernt lag. Nur ein paar Blöcke.

Sie liebte den Wald. Als Kind hatte sie häufig dort gespielt und auch noch heute verbrachte sie viel Zeit im Gehölz der Nadel- und Laubbäume. Doch an diesem Tag zögerte sie, dem kleinen Pfad zwischen den Büschen hindurch zu folgen. Immerhin war es finster und sie wollte nicht unbedingt einem der in der Umgebung nicht seltenen Wildschweine begegnen. Oder wer wusste, was sich sonst noch nachts im Wald herumtrieb.

Gedankenverloren blieb sie eine Weile vor dem Weg stehen, starrte in die Tiefe des Geästs. Die Schritte hinter ihr waren verstummt. Folglich war sie wieder allein und doch blieb ein seltsames Gefühl an ihr haften wie ein Kaugummi. Ungut. Als würde jemand ganz nah bei ihr stehen. Als würde jemand sie beobachten.

Erneut drehte sie sich um die eigene Achse, suchte jeden Winkel ihres Umfelds ab, doch da war niemand. Sie schüttelte über sich selbst den Kopf, als sie feststellte, dass sie wohl unter Verfolgungswahn litt. Musste an der Kälte liegen. Der Frost schien nicht nur ihre Gliedmaßen taub werden zu lassen, sondern auch ihr Denken zu verlangsamen, es zu trügen.

Seufzend setzte sie ihren Weg fort, am Rand des Waldes entlang, doch das ungute Gefühl blieb. Ihr Schatten veränderte sich kontinuierlich im Licht der Laternen, an denen sie vorüberging, wurde immer länger, bevor er erneut in sich zusammenschrumpfte und ihre Schattengestalt klein und breit erscheinen ließ. Mit einem Mal hörte sie auch wieder die Schritte. Der Fremde schien zeitgleich mit ihr das Gehen neuerlich aufgenommen zu haben. Als ihr



klar wurde, dass nicht nur ein Hirngespinnst sie verschreckt hatte, fuhr sie in einer hastigen Bewegung herum. Ihr Herz hämmerte bis zum Hals, ließ sie jede Pumpbewegung, in der es Blut in kraftvollen Stößen durch ihre Adern beförderte, überdeutlich spüren. Endlich sah sie ihren Verfolger – zwei, um genau zu sein: ein alter, ergrauter Mann mit Schlupflidern, die kaum etwas von seinen Augen erkennen ließen, und ein junger, vielleicht ein, zwei Jahre älter als sie. Er hatte eisblaue Augen, die sich nahtlos in die bitterkalten Temperaturen einfügten, und dunkelbraun glänzendes Haar. Dass er weder eine Mütze noch einen Schal trug, nur eine dünne Lederjacke, war das Erste, das ihr auffiel, bevor die Panik wie ein Rudel Hyänen über sie herfiel, hungrig und erbarmungslos.

Was jetzt?

Die einzigen Worte, die immer wiederkehrend durch die Windungen ihres Gehirns kreisten, machten es ihr unmöglich, geradewegs zu flüchten. Sie verharrte in ihrer Position und starrte ihre Gegenüber mit weit aufgerissenen Augen an.

Was jetzt? Was jetzt? Was jetzt?

Bevor sie irgendeinen Schluss fassen konnte, ertönte plötzlich eine Stimme, fremd beinahe in der eisigen Kühle der Nacht. Fremd und brüchig wie die Stimme eines alten Mannes.

»Naila Naemi König?«

Sie war dermaßen irritiert, dass der Alte ihren Namen kannte, dass ihre Panik mit einem Mal nahezu verflogen war, schlagartig verpufft wie der letzte glimmende Funke eines Kerzendochts.

»Das ist doch richtig, nicht wahr?«, versicherte er sich kurz darauf.

»Ähm ... ja ... Naila, richtig«, stammelte Naila etwas unbeholfen, während sie noch immer damit beschäftigt war, ihre Gedanken zu sortieren.

»Mein Name ist Frodemund und das ist mein Schüler.«
Mit einer Handbewegung deutete der Alte auf den Jungen an seiner Seite. »Wir sind gekommen, um dir etwas Wichtiges mitzuteilen.«

Verwirrt blickte Naila ihn an. Seine Miene hatte eine Mischung aus Ernsthaftigkeit und Sorge an sich.

Mir etwas Wichtiges mitteilen?

Die Worte hallten in ihrem Kopf wider, als würden sie nach einer Bandaufzeichnung in wiederkehrender Folge abgespielt werden. Sie kannte die beiden überhaupt nicht, wie konnten sie ihr dann etwas Wichtiges zu berichten haben?

»Es geht um dich. Um dein Schicksal«, fuhr der Mann fort und trat nun in gemächlichen Schritten etwas näher an Naila heran. Der Abstand zwischen ihnen verringerte sich, der Fremde blieb nur wenige Meter vor ihr stehen. Zu nah, wie sie fand.

»Mein Schicksal? Was soll das heißen?«

Naila trat ihrerseits einen Schritt zurück. Sie brauchte Luft, Freiraum, um die Worte des Alten in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen, um ihnen Zeit zu geben, zu ihr durchzudringen.

»Das ist eigentlich nicht der richtige Ort, um dir etwas von so großer Wichtigkeit mitzuteilen. Aber es ist an der Zeit«, sprach der Mann und senkte zum Ende des Satzes die Stimme. Er sah sich nach seinem Schüler um, bedeutete ihm mit einem leichten Kopfnicken, dass er zu ihm treten sollte. Hastig eilte der Junge an die Seite seines Lehrmeisters und blickte ihn voller Erwartung an.

Naila beobachtete die beiden schweigend, wagte nicht, weiter nachzufragen. Sie wusste ohnehin, dass der Mann unaufgefordert fortfahren würde. Eine leise Vorahnung sagte ihr, dass die Nachricht nicht unbedingt gut sein würde. Klar, konnte denn eine Botschaft, die zwei Gestalten mitten

in der bisher kältesten Nacht des Jahres überbrachten, auch gut sein? Das war abwegig. Unrealistisch.

Der Alte atmete tief durch, warf einen letzten Blick auf seinen Lehrling und begann dann zu erzählen: »Nun, beginnen wir so. Die Welt, in der du lebst, ist in Wahrheit nicht das, was sie zu sein scheint.« In einer kurzen Pause vergewisserte er sich, dass sie ihm gedanklich folgte und es geschafft hatte, den anfänglichen Schock zu überwinden, um nun mit voller Aufmerksamkeit seinen Worten zu lauschen. Danach fuhr er fort: »Das Folgende wird dich vermutlich etwas überrumpeln, aber ich versuche es simpel auszudrücken: Es gibt Menschen, wie du sie kennst und wie du glaubst einer zu sein. Aber der Mensch wandelt mit seiner Intelligenz nicht allein auf dieser Welt. Immer wenn einer von ihnen das Licht der Welt erblickt, wird parallel dazu ein ToloT geboren. Ein Wesen, das zum Großteil aus der Substanz des Menschen besteht, zum anderen Teil tierisch ist und einen unbedeutenden Rest aus Pflanzen und Mineralien in sich trägt. So merkwürdig es klingen mag, aber das bedeutet, dass jeder Mensch bei seiner Geburt ein tolotisches Gegenstück erschafft, mit dem er bis zu seinem Tod eine Verbindung teilt.«

Bitte was?

Nailas Unterkiefer war während der Erzählung nach unten geklappt, als hätte ihre gesamte Kiefermuskulatur auf einmal versagt. Sie wusste nicht, wie ihr geschah. Wo war sie noch einmal? Sie hatte das Gefühl, wieder ein Kind zu sein und ihrer Mutter beim Vorlesen eines Märchens zu lauschen. Vor ihrem inneren Auge sah sie sich auf dem warmen Schoß ihrer Mom, sich an ihre Brust schmiegend und ihren speziellen Duft einatmend. Das war jedoch nicht die Realität. Nein, dort, wo sie war, war es kalt. Eiskalt. Und die Stimme, der sie zuhörte, war nicht zart und melodisch wie die ihrer Mutter, sondern rau und brüchig – wie die des alten Mannes. Konnte das, was er erzählte, stimmen? Gab


es tatsächlich komische Wesen mit dem merkwürdigen Namen ToloT? Das war so realitätsfern, dass sie den Drang zu lachen verspürte. Trotzdem hatte sie das Gefühl, der Alte wollte sie nicht auf den Arm nehmen. Seine Mimik, seine Haltung, einfach alles an ihm erweckte diesen Eindruck.

»ToloT und Mensch teilen Charaktereigenschaften miteinander, die bei der Geburt gegenseitig übertragen werden. Ihre Verbindung ist dermaßen stark, dass das Sterben des einen auch den Tod des anderen nach sich zieht. Nur so herrscht Gleichgewicht auf der Welt.«


Der Informationsgehalt wurde Naila allmählich zu groß und angestrengt kniff sie die Augen zusammen. Noch immer wusste sie nicht, was sie von dem Ganzen halten sollte, und war regelrecht dankbar, als der dunkelhaarige Junge zum ersten Mal das Wort ergriff: »Meister, darf ich dich unterbrechen? Ich sollte darauf hinweisen, wenn du dabei bist, abzuschweifen.«

Diese kurze Pause reichte aus, dass Naila wieder hellwach war. Sie sah den Alten, wie er nachdenklich unter seinen Schlupflidern hervorspähte; den Schüler, wie er nervös das Gewicht von einem Bein auf das andere verlagerte und die Situation ebenfalls etwas unangenehm zu finden schien. Zudem nahm sie sich selbst wahr: ihren Atem, der stoßweise Wölkchen in die Atmosphäre schickte; ihre Hände, die inzwischen nicht mehr taub waren, sondern schwitzig vor Nervosität; und ihre Gedanken, die Achterbahn fuhren, dabei waren, sich tausendmal zu überschlagen, um danach verkehrtherum weiterzurollen. Alles, was sie bisher gekannt hatte, war in dieser kurzen Zeit in Frage gestellt worden. Alles, woran sie glaubte, sollte einseitiges Denken oder unwahr sein? Im Gegenzug sollte all das, was für sie bisher bloße Fantasie gewesen war, ja, noch nicht einmal das, Tatsache sein?


»Danke, sehr aufmerksam von dir«, sagte der Alte an seinen Schüler gewandt und zerriss damit Nailas



Gedankengänge. Sie hatte keine Zeit, ihren Überlegungen eine Struktur zu verschaffen und nachzufragen, denn der Mann fuhr bereits fort: »Also, der eigentliche Grund, weshalb wir hier sind, ist, dir mitzuteilen, dass auch du eine ToloT bist. Und nicht irgendeine, sondern eine sehr mächtige. Du hast Fähigkeiten, von denen andere ToloT nur träumen können. Nun, Naila, du bist eine Tigris. Du solltest ab heute Zeit damit verbringen, herauszufinden, was das bedeutet.«



Perplex starrte Naila ihn an. Sie wusste nicht mehr, was sie glauben sollte, konnte nicht mehr unterscheiden zwischen Wahrheit und Märchen, zwischen Irrtum und Gegebenheit. Alles verschwamm zu einem zähen, untrennbaren Brei. Momente tauchten vor ihrem geistigen Auge auf, in denen sie sich selbst gefragt hatte, ob sie normal war. Ob sie nicht irgendwelche Eigenschaften besaß, die andere nicht hatten. Fähigkeiten, die ihr Handeln und Denken in manchen Situationen begründeten. Dieser Drang nach Freiheit und Natur. Diese Sucht etwas zu umzingeln, immer mehr einzuengen und schließlich gnadenlos zuzuschlagen. Sich danach mächtig zu fühlen und zu wissen, dass nichts und niemand ihr etwas anhaben konnte. Sie hatte es als eigene Arroganz eingestuft, die sie schleunigst ablegen sollte. Das Gefühl war jedoch immer von Neuem aufgetaucht und hatte sie sich als unverbesserlich egoistisch empfinden lassen. Nun, so glaubte sie, begann sie die Dinge klarer zu sehen. Die anfängliche Verwirrung wich dem Verständnis und der Einsicht. Zu schnell? Nein, gewissermaßen hatte sie auf dieses Wissen gewartet. Zurück blieb das langsame, aber sichere Einlassen auf den Gedanken, dass das Erzählte wahr sein könnte.



Berlin, Lichtwelt, Oktober 2011

Nailas Lider flatterten ein paar Mal, bevor sie endgültig die Augen aufschlug und die morgendliche Müdigkeit niederrang. Unerwartete Umgebung drängte sich in ihr Blickfeld – Konturen schwerer Stoffvorhänge, die in ihrer Fülle keinen Funken Licht ins Innere des Raumes ließen, alles abschotteten und somit das bläulich blinkende Licht des WLAN-Empfängers an der gegenüberliegenden Wand umso deutlicher hervorhoben. Hastig suchte Naila ihr Umfeld nach dem Ziffernblatt einer Uhr ab, blieb mit ihrem Blick aber an dem zerzausten Blondschof hängen, der halb unter der Daunendecke hervorlugte. Kaum merklich zuckte sie zusammen und wie um sicherzugehen, dass sie tatsächlich nicht träumte, schloss sie für einen kurzen Moment die Augen. Als sie sie wieder öffnete und noch immer ein seicht und gleichmäßig auf und ab wippender Stoffberg vor ihr ruhte, stöhnte sie gequält auf, leise, sodass es den Mann darunter nicht wecken würde. Als Nächstes hob sie die Decke über sich ein Stück an und stellte mit Erschrecken fest, dass sie nackt war.

Bitte lass das nicht wahr sein, schickte sie ein Stoßgebet gen Himmel, doch wusste bereits, dass es nicht erhört werden würde. Unmöglich. Was geschehen war, war geschehen, nicht rückgängig zu machen. Die gesamten Ereignisse der vergangenen Nacht strömten nun auf sie ein. Grenzenlose Leidenschaft. Verlangen. Sie hatten einander gewollt. Dazu kam der Alkohol. Es war wohl ein bisschen viel gewesen, denn Nailas Kehle fühlte sich völlig ausgetrocknet an. Alkohol, Leidenschaft und gegenseitige Faszination, eins hatte zum anderen geführt. Alles endete hier.

Bei ihm.

In einer ruckartigen Bewegung setzte sie sich auf, doch bereute es gleich darauf, denn ein Dröhnen bahnte sich in ihrem Schädel an. Als leises Klopfen eines Schlägels begann es und verwandelte sich dann in das ohrenbetäubende

Donnern eines Presslufthammers. Plötzlich hatte sie Angst, ihren Bettnachbarn geweckt zu haben.

Ihn. Damian.

Die gleiche Hingabe, die sie am Abend zuvor zu ihrem unüberlegten Handeln getrieben hatte, wogte abermals durch ihren Körper und ließ sie einen Moment sehnsüchtig in Erinnerungen schwelgen – bevor Gewissensbisse den Rausch unbarmherzig verdrängten. Wie Piranhas schnappten sie nach ihr und zerfleischten sie gnadenlos. Was hatte sie getan? Wie hatte sie sich so gehen lassen können?

Ich habe Martin betrogen.

Eiskalt, während er in dem Glauben war, sie hätte gearbeitet. Hinter der Bar.

Bin ich jetzt ein Flittchen?

Die Frage blieb unausgesprochen in der Luft hängen und versetzte ihr einen Stich. Dennoch fiel es ihr schwer, sich als solches zu sehen. Mit Martin war es seit Längerem nicht mehr so, wie sie sich eine Beziehung vorstellte. Das Maximum ihrer Gefühle für ihn war längst erreicht, war auf einem Niveau stehen geblieben, das man in Schulnoten wohl allerhöchstens als ›befriedigend‹ bezeichnen würde. Eine gute Drei. Doch konnte eine Drei das bewerten, was man im Allgemeinen unter Liebe verstand? Das, was überall so hochgepriesen wurde und dem man sich kaum entziehen konnte? Schlicht unmöglich. So sehr Naila sich auch anstrengte, stärkere Gefühle für Martin konnte sie einfach nicht aufbringen. Wenn sie abends spontan Lust hatte, etwas zu unternehmen, war er zu müde. Wenn sie etwas Interessantes anstrebte, war es ihm zu gefährlich. Wenn sie in ihrem verrückten Eifer Dinge tun wollte, die Spaß machten, wies er sie zurecht, dass sie verboten waren.

Verboten, na und?

Er war einfach – nun ja – langweilig. Die letzte Nacht mit Damian dagegen war so völlig anders gewesen: aufregend,

wild, unvorhersehbar. Immer wenn sie geglaubt hatte, etwas mehr über ihn herausgefunden zu haben, hatte er es im nächsten Moment mit einer absolut unerwarteten Handlung widerlegt.

Ein Seufzen riss sie aus ihren Überlegungen und sie zuckte in einem so starken Satz zusammen, dass sie beinahe aus dem Bett gefallen wäre. Damian drehte sich auf die andere Seite, während die Fasern der Daunendecke knisterten. Sein markantes Gesicht mit den vollen Lippen und dem Grübchen am Kinn war ihr nun zugewandt. Jeden Moment erwartete sie, dass er seine funkelnd grünen Augen öffnen würde, weshalb sie unbewusst den Atem anhielt. Nein, sie wollte ihm jetzt nicht gegenübertreten. Um nichts in der Welt. Sie wusste, dass sie dann nichts mehr halten würde. Sie würde sich erneut verlieren, abstürzen in seine starken Arme. Das durfte nicht passieren. Deshalb war sie froh, dass das Seufzen das einzige Geräusch von Damian blieb und er seelenruhig weiterschlieft.

Darauf bedacht, so leise wie möglich zu sein, schlug sie die Decke beiseite und krabbelte aus dem Bett. Die Federn der Matratze knarrten, sie fühlte kalten Betonboden an ihren nackten Füßen und fragte sich, ob Damian wohl gerade erst in diese Wohnung eingezogen war. Kurz darauf erinnerte sie sich vage, dass er etwas davon gegrummelt hatte, ihm gehöre sie gar nicht. Ohne jedoch weiter darüber nachzudenken, tapste sie im schwachen Schein des WLAN-Routers, der weiterhin die einzige Lichtquelle im Raum blieb, durch das Zimmer und suchte nach ihren Klamotten. Sie fand das kleine gelbe Kleidchen und rief sich ins Gedächtnis, dass es das Einzige gewesen war, das sie letzte Nacht getragen hatte. Das Kleid und ihre Lederjacke. Keinen BH, keine Strumpfhose ... und ihr Slip? Sie schmunzelte, als ihr einfiel, dass Damian diesen in ungeduldiger Hast einfach zerrissen hatte.

Eilig schlüpfte sie in das gelbe Kleidungsstück, suchte ihre High Heels und warf einen letzten begehrenden Blick auf den friedlich wirkenden Damian, bevor sie durch die Eingangstür der kleinen Einzimmerwohnung huschte.

Das geschäftige Treiben Berlins, das keine Tages- und Nachtzeiten kannte, empfing sie einladend und schnell stellte sie fest, dass es noch dunkel war. Bei der nächsten Dönerbude fragte sie nach der Uhrzeit.

»Fünf Uhr morgens«, sagten sie. »Wenn du was zum Schlafen brauchst, Mäuschen, kannst du gern zu uns kommen.«

Naila ignorierte die Bemerkung und wandte sich ab. Zügigen Schrittes marschierte sie in Richtung S-Bahn-Station. Da es noch sehr früh am Morgen war, würde es vermutlich etwas dauern, bis die nächste Bahn in ihre Richtung fuhr. Manchmal verfluchte sie Berlin für seine Größe, seine Weitläufigkeit. Das Haus ihrer Adoptiveltern, das nun ihr eigenes war, lag in Köpenick, am Rande der Stadt, wodurch beinahe jeder Weg langwierig war.

Ungeduldig brachte sie die Strecke schließlich hinter sich und als sie in Friedrichshagen endlich aus der S-Bahn stieg, steuerte sie das Einfamilienhaus an, in dem sie groß geworden war. Die Luft war hier wesentlich kühler, nicht so gestaut durch die Häuser, mehr gefiltert durch das Laub der Wälder, und frischer durch die Kühle, die die Seen abgaben. Gierig sog Naila die klare Morgenluft ein, pumpte den nötigen Sauerstoff in ihre Lungen, der das andauernde Hämmern in ihrem Kopf etwas dämpfte. Ansatzweise zumindest. Neben dem Pochen milderte die Luft auch das schlechte Gewissen. Allzweckheiler. Dennoch ertappte Naila sich, wie sie die Richtung änderte und geradewegs den Wald mit seinen unzähligen Laub- und Nadelbäumen, Sträuchern, Moos und Gestrüpp ansteuerte. Ihr geliebtes Freigehege. Niemand konnte sie dort bändigen; sie war dort sie selbst: eine Tigris, eine ToloT, eine Tigerin. Sie liebte

es, durch das Unterholz zu streifen, immer auf der Lauer. Im Wald war sie die Königin, das Ende der Nahrungskette. Jedes Lebewesen hatte Angst und Respekt vor ihr und sie genoss es. Dies war ein Teil ihrer Vergangenheit, der sich nicht verändert hatte. Immer wenn es ihr schlecht ging, reichte ein Streifzug durch den Wald, damit sie sich besser fühlte. Es war ein Ort, an dem sie ihre Sorgen vergessen konnte.

So versuchte sie gar nicht erst, sich zu wehren, als ihr bewusst wurde, dass sie vom Weg abgekommen war. Sie war nun von Gestrüpp und Geäst umgeben. Von Bäumen, die allmählich ihre Blätter verloren, weil sie sich dem nahenden Herbst nicht entziehen konnten. Nailas Pupillen hatten sich schnell an die Dunkelheit angepasst, funkelten jetzt wie die Augen einer Raubkatze. Alles an ihr glich nun einer Raubkatze: die Anmut ihrer Bewegungen, als sie graziös einen Schritt vor den anderen setzte und selbst Äste das knirschende Geräusch des Brechens zu unterdrücken schienen; ihr ruckartiges Herumfahren, wenn doch ein Laut es wagte, nicht vor seiner Gebieterin innezuhalten; und ihr Schnurren der Begeisterung.

Eine Katze in ihrem Lebensraum, dachte sie, als das Gefühl der Freiheit sie überwältigte. Im nächsten Moment begann sie zu rennen. Sie sprintete, legte ihre ganze Kraft in das rasende Zusammenspiel ihrer Muskeln, den Wechsel zwischen Kontraktion und Lockerung. Instinktiv wich sie den Bäumen aus, die ihr als hoch aufragende Hindernisse den Weg versperrten. Mit jedem Aufschlag ihrer Füße auf dem moosbedeckten Waldboden spürte sie das Nachgeben der weichen Erde, als sich die Absätze ihrer High Heels in den Bewuchs gruben. Und mit jedem Schritt fiel ein weiteres Stück des schlechten Gewissens bezüglich der letzten Nacht ab. Es wurde so unbedeutend wie der Schmerz der Äste, die peitschenartig auf die nackte Haut ihrer Beine schnappten. Viel zu sehr war sie in ihrem

Element, als dass ihr das Stechen noch etwas ausmachen konnte. Jegliche Lebewesen, die ihre Anwesenheit spürten, ergriffen raschelnd in der Finsternis die Flucht. Sie war die Tigris. Die ToloT. Die Tigerin auf der Jagd.

